

<b>Zeitschrift:</b>	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
<b>Band:</b>	7 (1917)
<b>Heft:</b>	13
<b>Artikel:</b>	Ein Urlaubsgesuch [Fortsetzung]
<b>Autor:</b>	Fankhauser, Alfred
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-635647">https://doi.org/10.5169/seals-635647</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 20.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Seiner Woche in Wort und Bild

Nr. 13 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Iules Werder, Spitalgasse 24, Bern

31. März

## □ □ Die singenden Mädelchen. □ □

Von Ferdinand von Saar.

Frühling war's. Im Abendschatten  
Ging ich durch das stille Tal —  
Da, vor mir auf grünen Matten,  
Tönt es sanft mit einem Mal.  
  
Näher kam ich; zwei Gestalten  
Säßen ruhig Hand in Hand,  
Mädchen, wie bei Tag sie walten  
Auf durchfurchtem Ackerland.

Braun im Antlitz trugen beide  
Spuren von der Sonne Kuß,  
Unter dem zerschliss'nen Kleide  
Sah hervor der nackte Fuß.  
  
Aber schön das Haupt erhoben,  
Holden Einklang in der Brust,  
Zu den ersten Sternen droben  
Sangen sie wie unbewußt.

Sangen sie die alte Weise  
Von der Liebe, Lust und Leid,  
Achtlos, nur sich selbst zum Preise,  
Durch die weite Einsamkeit. —  
  
Seid getrost, ihr Dichterseelen, —  
Dacht ich im Vorübergang —  
Hört ihr noch aus solchen Kehlen  
Solchen tiefempfundnen Klang.

## Ein Urlaubsgesuch.

Novelle von Alfred Fankhauser.

3

Zwngart wandte sich schaudernd ab und schüttelte die wilden Gedanken aus dem Kopf. Er blickte in die Hoffstatt. Mondschein geistete zwischen den Stämmen. Auf der Höhe blätzte das Hüttenbach. So mußte nun das Weizengrathaus im Lichte liegen, den weißen Hals des Ramins in die Luft reckend, das kleine schwarze Haupt, das Ramindach, unbeweglich gradauf haltend, als lausche es auf den Tritt Zwngarts, der kommen soll, um sein sterbendes Weib vor dem Tode noch einmal zu sehen — Himmel, was war das? Was schlich dort in der Hoffstatt von Baum zu Baum? Kein Zweifel! Der schwarze Hund, der den Tod eines Angehörigen verkündet, geht um. Er strebt der Friedhofsecke zu, die weiß hinter dem Gasthof hervorragt. Zwngart schaute scharf hin. Da war der Hund verschwunden. Der Soldat schauderte. Oft schon war der gespenstige Schatten erschienen. Als die Großmutter gestorben, sah ihn der Vater dem Kirchhof zuessen; wie er aber scharf hinschaute, war keine Spur mehr zu sehen. Und als die Mutter starb, es war vor zwei Jahren, lief er nächtlicherweise bellend durch den Garten. Am Morgen aber war weder eine Stafte zu sehen, noch stand die Pforte offen. Horch, er heulte! Weit jenseits des Dorfes. Es konnte auch ein anderer sein, aber wer weiß! Man wird es ja bald erfahren. Dann aber, Herr Hauptmann! Unwillkürlich blickte Zwngart nach dem Gasthof. Das Fenster war dunkel. Also hatte der

Mensch bis dahin gewacht. Was er nur zu wachen hatte? Vielleicht ist er eben heimgekehrt vom Bechen? Doch es heißt, daß er nicht trinke. Was mag er bis um zwei Uhr machen?

Zwngart wandte sich wieder weg. Er verspürte auf einmal einen unendlichen Durst, lief zum Brunnen und sog eine Menge Wasser ein. Doch der Durst wich nicht; er saß tiefer, er würgte, brannte und schmerzte weiter. Unruhvoll lief er durch die Hoffstatt. Da gewahrte er auf einem Apfelbäumchen zwei Hennen. Sie sahen ihn kommen, drehten die Hälse und gurrten auf. Er schraf zusammen. Wenn seine Hühner im Apfelbaum übernachteten, holte sie der Fuchs. Marie zählte sie jeden Abend, ob sie auch alle im Sädel säßen. Wer soll sie nun zählen? Sie übernachteten im Apfelbaum, und der Fuchs holt sie. Er hüpfte gegen das Bäumchen. Da flatterten die Hennen erschrocken in den Wipfel und kreischten auf. Das Kreischen weckte seine Sinne wieder und blies wieder die große Sorge aus dem kleinen Kummer wie eine Feuersäule aus schwelendem Qualm: „Herrgott, der Fuchs! Was gilt der Fuchs! Wo der Tod im Haus umgeht!“

Er lief die Hoffstatt hinauf, gepeinigt von unendlicher Angst; durch die erregten Gedanken aber leuchteten, wie ferne Berge im Föhnturm, blitzartig Erinnerungen und stritten mit der Finsternis der Gegenwart.

Eine helle Mondnacht. Er steht mit Marie in der Hoffstatt zu Ried und spricht: „Im Juni, Schätzchen, ist Hochzeit. Dann bist du die Weizengratfrau. Wir kommen schon durch. Mein Vater hat sieben Kinder auferzogen. Das werden wir auch können. Als er von den sieben Kindern sprach, zog sie ihn mit weichen, starken Armen an sich. Wenn er daran dachte, es durchbebte ihn süß und heiß. Und nun lag sie in der schwülen Kammer, niemand bei ihr als die Hebamme, und leuchte: „Kommt er nicht? Zeig mir die Kinder noch einmal!“ Und sie küßt mit fiebernden Lippen Marieli, ihren Liebling, und Hansli, den schlafenden, süßen Jungen, und das andere, das Dritte.

Und damals im Juni, als er sie von Ried abholte und zum Pfarrer führte, heftete sie ihm eine schneeweisse Rose ins Knopfloch, eine aus dem Riedgarten. Er brachte ihr einen Strauß tiefblauer Himmelblümchen. Sie schmolte: „Einen Hochzeitsmaienvom Finstermoos soll ich haben?“ „Nein, vom Sonnengarten,“ erwiderte er; „weißt du, es sind meine liebsten, und blau bedeutet Treue!“

Da lächelte sie und aus den großen blauen Augen traten langsam zwei große, runde, kristallklare Tränen. Raum ward sie es inne, schüttelte sie den Kopf und meinte: „Die Moosblumen haben Durst; man sollte sie fleißig begießen. Gelt, du äugelst im Weizengrat einen Stock mit weißen Riedrosen?“ Er versprach es ihr und sie reisten nach dem Weizengrat, Marie sehr fröhlich, er beinahe übermütig. „Siehst du,“ rief er, als sie das Weglein erstiegen und weit über Dorf und Tal hinblickten, „die Weizengrater sind höhere Menschen; die schauten von jeher über manches böse Weib hinaus!“ „Diesmal über die Böseste nicht!“ entgegnete sie schelmisch. „Wirst schon zähmen, die Luft ist gesund!“ neckte er.

Aber sie brauchte nicht zu zähmen; sie war ein liebes Weibchen von Anfang an und wurde mit der Zeit wohl noch rühriger, aber nicht wilder, und blühte wie die weißen Riedrosen, als die schönste unter ihnen, in seinem Garten. Wenn der Tod sie brach! Gott, was dann beginnen? Was dann beginnen? Ohne sie?

Ein schneereicher Winter folgte der Hochzeit. Er benützte ihn, das Weizengratheim einzurichten, mauerte Terrassen und eine Kellertreppe, zimmernte zwei neue Fenster in die Rückenwand, zementete einen schönen Brunnentrog, erneuerte den breschhaften Herd, errichtete zwei neue Stallmauern und fügte geräumige Schweinställe ein; er zimmernte neue Türen und Tore, alles an schlimmen Tagen und nach Feierabend, während sie Haus und Bieh allein besorgte und die Stube so wohnlich einrichtete, daß sie ihm als ein Herrensaal vorkam. Diese Sattuchteppiche mit den roten Rändern machte ihr keine vor, wenn auch nach, und die Vorhänge, aus roten und weißen Resten kunstvoll genäht, gaben Zeugnis von ihrem Hausfrauentalent.

Nun ist es aus, wenn sie stirbt, und dazu so grausam schnell aus, und — ach, er konnte doch nicht daran denken, so sehr quälte ihn die bloße Möglichkeit! Dazu schmerzte der Kopf und wollte nichts anderes wissen als von ihr und dem schönen Heim und der geträumten Zukunft. Für wen hatte Zwingart geschafft, geradert, gehungert? Für sie! Und wenn sie starb, für wen sollte er noch arbeiten?

Wenn sie starb, ward er ein Verlorener, stürzte sich in den Strudel des Verderbens, vertam in Schnaps und Laster... Was hatten Arbeit und Rechtun für Wert ohne sie? Aber vorher, vorher mußte einer büßen, der ihm den Urlaub verweigert hatte! Ach, wenn er sie sterben sähe, er könnte sich vielleicht ins Unabänderliche fügen; aber einsam, elend soll sie sterben, und daran ist der Hauptmann schuld!

Er fuhr zusammen; über den hellen Löwenplatz schritt rasch ein Offizier, es mußte der Hauptmann sein. Zwingart lief auf den Brückstock. Der Hauptmann näherte sich der Einfahrt. „Sind Sie Kantonementswache?“ fragte er von weitem.

„Herr Hauptmann, Füssler Zwingart, ja!“

„Danke! Haben Sie ein Urlaubsgesuch ans Bataillonskommando gerichtet?“

„Nein, Herr Hauptmann!“

„Warum nicht? Dann sind Sie selber schuld, wenn Sie nicht Urlaub kriegen! Uebrigens, wie lange stehen Sie schon?“

„Seit zwei Uhr!“

„Sie sprechen mit merkwürdig matter Stimme! Sind Sie frank?“

„Nein, Herr Hauptmann!“

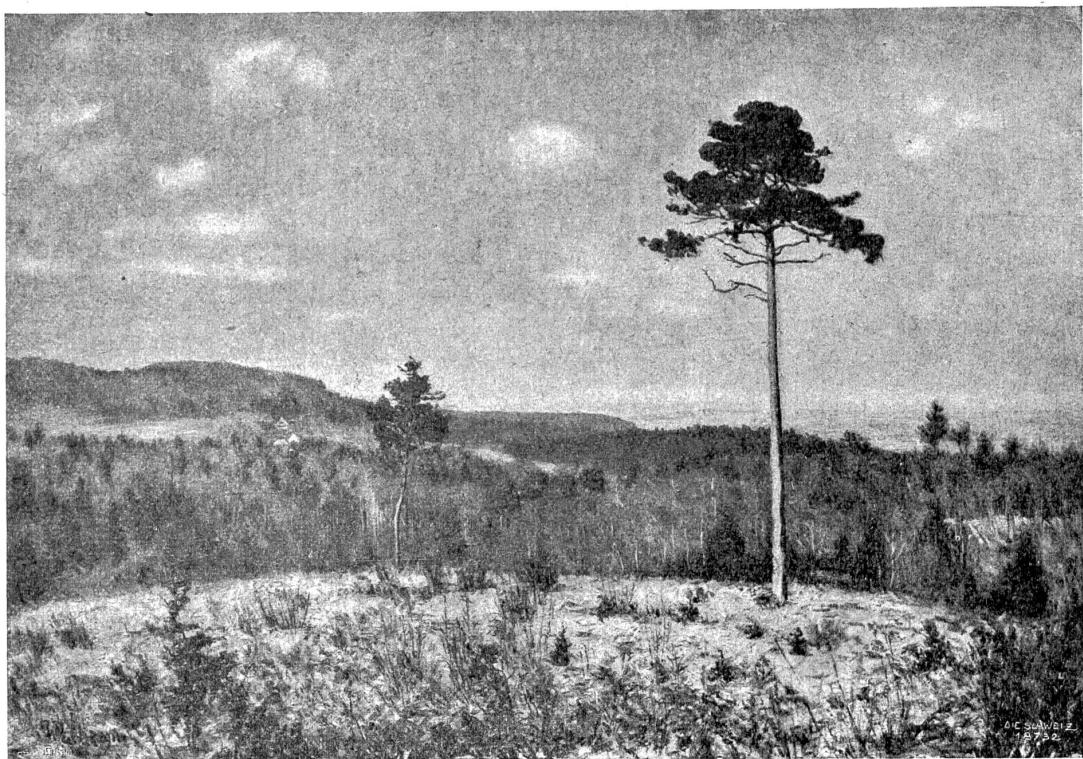
„Also, schreiben Sie morgen, nicht wahr?“

„Befehl, Herr Hauptmann!“

Er ging.

Zwingart zischte ihm nach: „Wenn ich ein Zimmer hätte und was ich wünschte, könnte ich schreiben!“ Gleich darauf schämte er sich dieses gemeinen Haushausbruches. Er überlegte, daß ihm das Schreiben sehr wohl möglich sei und beschloß bei sich, dem Rat zu folgen.

Die Kirchenuhr verkündete drei Uhr; er wedete den Nebenmann und kroch ins Stroh, müde bis zur Verzweiflung. Und die Natur erzwang endlich den Schlaf. Doch die Träume wühlten weiter und führten seinen Geist wieder zu der Sterbenden. „Hans,“ flüsterte sie, „Hans! Wir machen es schon selbst. Wir wollen keine Notunterstützung. Und deinen Sold ergeize dir nicht bis zum letzten Rappen. Es geht schon. Gönne dir auch etwas. Wenn du nur Urlaub kriegst, sobald ich niederkomme. Aber warum kommst du nicht?“ Sie winkte, leuchte und stöhnte. Ihr Gesicht, fast so bleich wie das Laken, schien zu entfliehen wie Nebel. Die Augen verschwammen wie Rauch und die Lippen bebten wie welkes Laub im Winde. Die Hände, grau und knorrig, wie regenverwaschene Waldwurzeln, hielten verzweifelt das Deckbett fest. Nun lag sie totenstill. Kein Atemzug tönte. Nebenan im Bettchen schliefen die Kleinen, süß und ohne Not. Im Korb vor dem Bette lag auf weißem Grund ein lebloses, winziges Kindergesichtchen... Nun zog sie die Decke mit verzweifelten Händen an sich, drehte das fahle Gesicht nach dem Korb und blickte lange starr auf das leblose Kindchen, sank dann langsam, langsam zurück und blieb mit starren, weit geöffneten Augen liegen. Zwingart schrak zusammen und griff nach ihren Händen. Doch er langte ins kalte Stroh. In diesem Augenblick



Walter Lülie: Vorfrühlingstag.

redete jemand: „Es ist Zeit! Vier Uhr fünfundfünfzig!“ Die Worte weckten ihn. Er richtete sich halb auf und murmelte: „Traum! Gottlob!“ Durch die Morgenstille riefen die Trompeten Tagwache. „Auf!“ gellte in diesem Augenblick des Wachtmeisters Stimme und begann das Namenregister herunterzulesen. Da zappelte und krabbelte es im Stroh. Die Abgelesenen schrien mit Löwenstimme: „Hier!“ Oft ein halbes Dutzend zugleich, bis der Wachtmeister reklamierte: „Das geht ja wie weiland im Tempel zu Jerusalem!“ Zwngart schrie mit und eilte dann ins Freie. Dort zog er die Uhr. Herrgott, was war das? Ein jäher Schreck durchzuckte ihn. Die Feder war gesprungen! Sieben Jahre schon besaß er die Uhr; nie fehlte sie eine Minute. Heute nacht brach die Feder. Bei Großer'ers Tod stund die alte Sumiswalderuhr auf dem Wezentgrat still. Wenn eine gute Uhr auf einmal steht, das bedeutete von jeher Tod. Marie war tot. Sein Herz krampfte sich vor Grimm und Weh zusammen. Mit starren Augen sah er in die Hoffstatt. Die schwarzen Bäume ragten trozig in den kühlen Morgen empor. Rauhes Lachen und Fluchen der Soldaten füllte die Luft. In Zwngart kämpften einige Zweifel: Es könnte doch mit der Uhr natürlich zugegangen sein? Gestern abend zog er sie auf. Wenn er zu stark gezogen? Mit dem Zweifel aber fuhr eine unbekannte, böse Kraft in ihn, ein jäher, höhnischer Mut, der immerfort drohte: „Hauptmann, wenn sie tot ist? Wenn sie tot ist!“

\* \* \*

Der Morgenkaffee kam. Zwngart drängte mit ungewohnter Dreistigkeit zum Kessel und schöpfte mehrmals. Darauf setzte er hastig seine Ausrüstung instand und erwartete ungeduldig den Beginn der Soldatenſchule.

Die sonst so verhaftete Einzelausbildung schien ihm Vergnügen zu bereiten. Mit der Schnellkraft eines überkräftigen Jünglings warf er das Gewehr über und wieder zur Erde, und als es zu leise klirrte, suchte er eine Steinplatte auf, um den Kolben dröhrender hinzuschmettern. „Tragen Sie Sorge zum Gewehr!“ rief der allzeit gesprächige Wachtmeister. „Befehl! Sorg ha zum Gwerr!“ schnarrte der Angerufene.

Zu den Zielübungen lächelte er fuchsenschlau und arbeitete ebenso bedächtig und sicher, wie er gewöhnlich gleichgültig ins Blaue schoß. „Brav, Zwngart,“ lobte der Wachtmeister, „solche Leute muß man haben!“ „Zu Befehl! Solche Leute muß man haben!“ Er wollte doch zeigen, daß er Befehle wiederholen konnte.

Als der Leutnant mit dem Zug in Schützenlinie über die Ebene schwärzte und den Angriff auf den Phantasiefeind eröffnete, der die braven Soldaten täglich mit seiner Unsichtbarkeit langweilte, begann es Zwngart zu gefallen. Im leisen Klirren der Gewehrverschlüsse hörte er den wild melodischen Gefechtsdonner. Nach jedem lautlosen Schusse lachte er ebenso lautlos auf und zielt wieder wie ein mordlüstiger Teufel.

Die vielen dunkeln Bäume, die silbergrauen Weiden, die langen Leichenzüge ragender Tannenspitzen, die fern und lautlos auf der Ebene standen, der Berge wehmütiges Blau spiegelten den geheimen Zustand seines Innern — er aber zielt nur schärfer und erwartete mit Ungeduld den Moment, wo der Leutnant befahl: „Sprung!“ Dann lief er, das Gewehr voll Wut umflammernd, vorwärts wie ein Wirbelwind.

Um neun Uhr versammelte der Hauptmann die Kompanie, ließ Zug neben Zug aufmarschieren, Sack ablegen,



Hans Huber, Komponist der Musik zur Oper „Die schöne Bellinda“. Aufnahme von Phot. H. Pfützner-Sininger, Basel.

Pyramiden bilden und verpflegen. Er ritt einige Male vor dem Biwak hin und her. Sein Rappe tanzte schlank, glänzend und übermütig. Der Hauptmann sandte forschende Blicke über die Züge, einer traf Zwngart und ließ ihn den

eigenen Blick senken. Der Hauptmann stieg ab und lagerte sich bei seinen Leutnants. Die Soldaten ergötzten sich an Tabak und Tee, an Speck, Brot und Späßen, heimlicherweise auch an Rognat und ähnlichen Exzerzier des Teufels.

Zwngart lag neben seinem Sac und starre untermüdig in die fernen Berge, die so sehnüchsig und zugleich so raubtierhaft hart blühten wie seine Augen. Es war, als lese er dort ein grausam hartes Wort und sei im Lesen versteinert. Der Wachtmeister trat mit seinem mütterlich besorgten Herzen zu ihm und fragte, ob er nicht verpflegt worden sei. Und seine wahrhaft barmherzig wirkende, rote Nase richtete sich nach einer Erklärung aus. Zwngart aber brummte statt dessen: „Man muß nicht immer fressen!“ Der Borgezte wandte sich enttäuscht ab und spöttelte: „Er zieht wohl das flüssige Gerstenbrot vor!“ Da fuhr Zwngart zornig herum:

„Ich zeige der Kellnerin nicht die Nase, wenn ich roten Wein bestelle!“ Die Soldaten lachten. Der Getroffene wandte sich ärgerlich ab.

(Schluß folgt.)

## Die Schöne Bellinda.

Die romantische Oper „Die Schöne Bellinda“ erlebte ihre Erstaufführung am 2. April 1916 am Berner Stadttheater. Sie ist seither über viele schweizerische und deutsche Bühnen gegangen und scheint eines der wenigen schweizerischen Bühnenwerke zu sein, die sich längere Zeit im Repertoire der größeren Theater zu behaupten vermögen. Der Verfasser des Textes ist der Engadiner Gian Bundi, Redakteur und Musikkritiker am „Bund“. Das Libretto stellt in stark veränderter Fassung eines der 7 Engadiner Märchen dar, die Bundi 1913 in Buchform veröffentlicht hat. Der Inhalt der Handlung ist kurz folgender: Der reiche Venezianer Enzio wird seiner Braut Bellinda untreu. Diese klagt in ergreifenden Tönen um den verlorenen Geliebten. Wassernixen verkünden, daß Enzio zur Strafe in ein Ungeheuer verwandelt werde und daß ihn nur die Liebe einer Jungfrau, die freiwillig ihn zu heiraten begehrte, aus dem Banne erlösen könne. Dies das Vorspiel. Der erste Akt zeigt uns dann die Schöne Bellinda mit ihrem Vater in einem heimeligen Engadinerhause. Die Tochter scheint ihr Leid vergessen zu haben. Frohe Bergweisen ertönen. Der Vater nimmt Abschied, um in der fernen Stadt sein wiedergefundenes Gut in Besitz zu nehmen. Er verirrt sich aber und kommt ins Zauberhaus eines Ungeheuers, des verwandelten Enzio. Nur das Versprechen, dem Ungeheuer die Lieblingstochter zuschicken zu wollen, verschafft dem Vater wieder die Freiheit.

Im zweiten Akt sehen wir Bellinda im Schloß und in der Gesellschaft des häßlichen Enzio, der indessen durch zarte Rücksichten ihre Sympathie zu gewinnen versteht. So verschafft er ihr durch einen Zauberriegel den täglichen Anblick ihres Vaterhauses und dessen Bewohner. Der Vater aber wird frank vor Kummer, und Bellinda bittet ihren

Herrn um eine kurze Frist, damit sie daheim den verzweifelten Vater trösten könne. Das Ungeheuer entläßt sie, nachdem sie ihm die Rückkehr versprochen hat. Die Tochter hält das Versprechen, indem Mitleid und Liebe sie zu dem



Gian Bundi. Der Verfasser des Textes zur Oper „Die Schöne Bellinda“. Phot. Steiner, Bern.

Verzauberten zurücktreiben. Diese Treue entzaubert das Ungeheuer und die Geschichte endet, wie alle Märchen, in